Selbst alte Leute erinnerten sich nicht eines solchen Winters, wie er in jenem Jahr herrschte, als an einem Adventsabend mehrere Fuhrleute aus dem Dorf Raschowo bei dem Friedhof die Leiche einer erfrorenen Frau fanden und diese in das Haus des Ortsrichters[1] brachten.

Bei der Frau des Richters saßen gerade etliche Nachbarinnen, für die es nun gleich viel zu tun gab. Eine löste das Leinen, in das die Erfrorene eingehüllt war, die andere hielt ihr den Kopf, die dritte leuchtete. Plötzlich schrien sie alle: „Ein Kind, ein Kind!“

Mit dem erstarrten Arm hielt die unglückliche Mutter ein liebliches, lebendes Knäblein an die tote Brust geschmiegt. Bei diesem Anblick begannen die Frauen zu weinen, das erwachende Kindlein weinte auch, und selbst die Augen der Fuhrmänner wurden feucht.

Drei Tage später begrub man die Fremde auf Kosten der Gemeinde. Ihrem Sarg

folgte eine große Menge nach, als wäre sie eine wer weiß wie reiche Dame gewesen. Doch was sollte nun mit dem Knäblein geschehen? Weder der Notar noch der Richter konnten die Heimat der Verstorbenen ausfindig machen.

„Das Kind fällt der armen Gemeinde zur Last!“, stöhnten etliche Geizhälse. Doch dies geschah nicht; die Richterin selbst behielt es. Und wenn sie es auch nicht gerade so erzog, als wäre es ihr eigenes Kind, so sorgte sie doch dafür, dass es genug zum Leben hatte.

Martinko[2] – so nannten die Frauen den Knaben, da sie doch nicht wussten, welchen Namen er irgendwo einmal bei seiner Taufe erhalten hatte – Martinko irrte im Haus des Richters hilflos umher, um nicht zu sagen, wie ein kleines Hündchen. Es sah sich meist niemand nach ihm um, und doch wurde er gut erzogen. Als er schon ein wenig aus den Kinderjahren herausgewachsen war, hatte die

Richterin eine gute Hilfe an ihm. Jeden Dienst leistete er ihr gerne, ob es galt Brennholz zu bringen oder auf die Schweine aufzupassen oder für die jungen Gänse Brennnesseln zu schneiden – nichts war ihm zu viel. Es ging daher dem Knaben nicht gerade am schlechtesten; man ließ ihn sich satt essen und kleidete ihn auch ordentlich. In der ersten Zeit schlief er in einem Winkel beim Ofen, wo ihn die Richterin damals hingelegt hatte, als noch sein totes Mütterlein mit ihm in der Stube war; dann, von seinem fünften Jahr an, wurde sein Nachtquartier in den Stall verlegt.

Oft saß eine Schar Kaninchen um den Knaben, als wollten sie über ihn Rat halten. Die große, scheckige Kuh sah sich jedes Mal nach ihm um, wenn er in sein Nestchen kroch. Vielleicht kam es ihr wunderlich vor, dass der Knabe niemals betete, während sie doch immer vor dem Niederlegen erst die Knie beugte und ei-

nen Seufzer zu Gott emporschickte. Die Scheckige wusste eben nicht, dass dies zu tun ihn seine Meistersleute hätten lehren müssen, aber niemand kümmerte sich darum oder fragte danach, ob Martinko beten könne oder nicht.

Die Richterin tat dem Kind nichts zuleide, und mancher lobte sie sogar, dass sie ein Werk der Barmherzigkeit getan habe; aber in die Schule schickte sie es nicht. „Wozu solch ein kleines Bettelkind in die Schule schicken? Das fehlte gerade noch! Wir brauchen ihn immer zu Hause“, sagte sie öfters zu ihrer Nachbarin.

Als Martinko sein elftes Jahr zurückgelegt hatte, brachte sie ihn in das Pfarrhaus, damit er unter die Konfirmanden aufgenommen würde. Da er aber nicht lesen, ja nicht einmal das Vaterunser beten konnte, wurde er nicht aufgenommen.

Im Herbst darauf starb die Richterin,

und der Richter gab den Knaben dem Dorfhirten zur Hilfe.

Der alte Ondrej[3] – so nannte ein jeder den Hirten, denn unter einem anderen Namen kannte man ihn gar nicht – war schon schwach und kränklich und konnte dem Vieh nicht mehr so recht nachgehen; denn bei der Parzellierung hatten die Bewohner von Raschowo ihre Weiden an einer abgelegenen Stelle, ganz nahe bei den Wäldern, erhalten. Doch diente er der Gemeinde schon lange Jahre, und deswegen wollte man ihm in seinen alten Tagen nicht das Brot nehmen und gab ihm lieber einen Gehilfen. Man hatte es nicht zu bereuen. Martinko war für einen Hirten wie geschaffen. Wohl weil er von Kindheit an unter dem Vieh aufgewachsen war, hatte ihn das stumme Gesicht[4] lieb gewonnen. Wenn er des Morgens das Dorf hinabging und die Trompete blies, hoben die Tiere in jedem Stall die Köpfe; Kühe, Kälber, ja auch

etliche Schafe liefen wie Hündchen dem Trompetenton nach. Bundásch, Ondrejs alter Hund, fegte mit seinem breiten, langhaarigen Schwanz die staubige Straße; er spitzte die Ohren und wartete mit funkelnden Augen, von einem Fuß auf den anderen tretend, ungeduldig auf den ersten Knall der Peitsche – und dann ging es fröhlich den Wäldern zu.

So gut versorgte Martinko mit dem Bundásch das Vieh, dass er, als ein Jahr darauf der alte Ondrej starb, zum Hirten ernannt wurde.

Außerhalb des Dorfes bei dem Friedhof stand eine Hütte, die einst ein alter Junggeselle der Gemeinde vermacht hatte. Zur Hälfte war sie schon zerfallen; es stand noch ein Stübchen und die kleine Küche, deren Dach sich an den nahen Hügel lehnte. Diese Hütte hatte dem alten Ondrej sechzehn Jahre als Wohnstätte gedient, und jetzt sollte nun Martinko hineinziehen. Der alte Ondrej hatte die

kleinen Fenster mit Stroh verstopft, und so blieben sie; im Sommer konnte die Sonne nicht hineinscheinen und im Winter sollte der Wind nicht hindurchblasen. Wozu hätte Ondrej auch Licht gebraucht? War er doch im Winter nie daheim; er ging von Haus zu Haus, von einem Nachbarn zum anderen. Und im Sommer, wenn er ermüdet heimkam, schlief er gewöhnlich. Es war Martinko schwer ums Herz, als er zum ersten Mal in die Hütte hineinging und daran dachte, dass er hier wohnen sollte!

Die Wände waren abgestoßen, verraucht und voller Spinngewebe; den Boden bedeckte Kehricht, Stroh und Staub schon seit Jahren. Da war bei dem Richter der Stall sogar schöner. Martinko legte die Hände über dem Kopf zusammen und stand eine Weile so da; dann setzte er sich auf die Schwelle und – weinte. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte der Arme, dass er niemanden habe, dass

er verlassen sei, gerade so wie diese Hütte. Als er noch weinte, zwitscherte auf einmal über ihm ein Vöglein. Er blickte hinauf und entdeckte unter dem Dach ein Schwalbennest. Die Schwalben kamen aus weiter Ferne und reinigten nun ihr Häuschen, das sie für den Sommer bewohnten, bis sie wieder weit, weit davonflogen.

Martinko errötete. „Ich darf meine Wohnung doch auch nicht so hässlich lassen“, sprach er zu sich selbst, und er tat auch danach. Zuerst zog er das Stroh aus den Fenstern und säuberte diese gründlich mit einem alten Besen, den er gefunden hatte. Jedes Fenster hatte nur noch eine Scheibe, die anderen waren zerbrochen. Dann reinigte er die Wände und die Balken von den Spinngeweben, so dass der Staub ihn fast erstickte. Jeden Tag, wenn er von der Weide heimkehrte, schaffte er nun in seiner Wohnung etwas mehr Ordnung.

Er machte Lehm an, wie er es bei der verstorbenen Richterin gesehen hatte; auch gelbe Erde brachte er herbei – er wusste ja die Stelle gut, wo man sie fand. Damit füllte er die Löcher in den Wänden und auf dem Boden aus. Dies sah im Vorbeigehen die Frau des Totengräbers; sie lächelte, lobte den Knaben wegen seiner Reinlichkeit und ging weiter. Als aber Martinko am nächsten Tag vom Feld heimkam, fand er das Stübchen und die Küche mit gelber Erde angestrichen, mit schwarzer und blauer Farbe gespritzt, den Lehmboden ausgebessert und mit Sand bestreut – war das eine Freude!

Die Totengräberin aber rühmte sich vor der Feldhüterin ihrer guten Tat. Den Frauen gefiel dies. Sie taten sich zusammen und tünchten die Hütte auch von außen. Die Männer wollten ihnen nicht nachstehen und besserten das Dach aus. Die Gemeinde ließ auf ihre Kosten neue Fenster einsetzen. Der Totengräber, der,

wenn er nicht trank, ein geschickter Schreiner war, reparierte den alten Tisch, die Bank und das noch ältere Bett, und der Richter gab ein neues Bund Stroh hinein.

„So, Martinko, nun kannst du ja bald heiraten“, sagten die Männer.

Obwohl nun Martinko ein Heim hatte wie ein Paradies und dafür sorgte, dass es so bleiben möchte, war er aber doch am liebsten in den Wäldern. Es war dort aber auch zu schön. Er setzte sich auf einen grauen Felsen, und wie ein König sein Reich, so überschaute er von hier aus seine Herde und regierte sie mit Rufen.

Zu seiner Linken breiteten sich die steilen Berge mit den mächtigen Tannen-, Buchen- und Eichenwäldern aus. Wenn ein leiser Wind von dort herüberwehte, brachte er immer den kräftigen Tannenduft mit, und wenn es still war, so klang es aus den Wäldern manchmal wie Musik. Die Bäume rauschten, und die Zwei-

ge flüsterten, und die Blätter küssten sich leise singend. Wenn aber im Herbst das Laub abfiel, dann war es, als sängen die Tannen ihm ein Sterbelied. Unter dem Felsen lag das Weideland wie ein großer, grüner, mit Blumen geschmückter Teppich. Ein kleines Bächlein schlängelte sich in vielen Windungen hindurch wie ein silbernes Band. Zur Rechten befand sich eine Waldlichtung. Von den Sträuchern dort blühten manche im Frühjahr, andere grünten nur; dazu schimmerten im Sommer und im Herbst aus dem Grün verlockend Tollkirschen und Preiselbeeren hervor. Martinko kannte alle Pflanzen, die guten und die giftigen; der alte Ondrej hatte ihn darüber belehrt.

Welche Pracht, wenn die Sonne die ganze Landschaft in Gold tauchte! Martinko konnte dann bisweilen alles um sich her vergessen. Weidete das Vieh ruhig, so flocht er aus Ruten allerlei Sachen. Zuerst fertigte er Besen an, dann brachte er

einen Hühnerkorb zustande, schließlich versuchte er ein Körbchen für Topfkäse. Täglich brachte er etwas mit nach Hause, und von den Bäuerinnen zahlte ihm jede so viel dafür, wie sie wollte. Immerhin konnte er sich dadurch etwas ersparen. „Wer weiß“, pflegte er zu sagen, „wozu mir das noch gut sein kann, da ich doch schon für mich selbst sorgen muß!“ – Oft, wenn er so bei seiner Flechtarbeit saß, dachte er bei sich: „Ob dies alles immer schon da gewesen ist? Und wenn nicht, wer hat es denn alles gemacht? Etwa der ‚Gott‘, von dem der Richter immer sprach, wenn er fluchte, und von dem die Frauen sagten, wenn jemand starb: ‚Der Herrgott ist gut, dass er ihn zu sich genommen hat!‘? Wo ist dieser Gott, und wohin nimmt er denn die Leute? Ob er auch meine Mutter dorthin genommen hat? Wenn er alles, was ich sehe, gemacht hat, so muss er wirklich sehr klug und gut sein. Wie

schön ist doch alles eingerichtet; manche Pflanzen wachsen zur Nahrung, andere werden als Heilmittel gebraucht; etliche, die den Schatten lieben, säte der Gott unter die Sträucher, dagegen wachsen andere wieder frei in der Sonne auf. Und wenn es regnet, wie lebt da in den Wäldern alles auf; weil aber viel Regen auch nicht gut ist, schickt er dann wieder Winde und lässt die Sonne scheinen. Wenn er es wirklich ist, der alles so gut gemacht hat, so ist er sicherlich ein großer, weiser Herr.

Und ob wohl dort, wo er die Leute hinnimmt, auch so eine schöne Erde ist? Als die Richterin starb, gab man ihr ein Geldstück in die Hand; ‚für die Durchfahrt', hieß es. Was für eine Durchfahrt? Ist etwa zwischen dieser und jener Erde ein großes Wasser? Und wer führt die Leute da hindurch? – Dann durfte eine Woche lang im Hause nichts getan werden, damit die Seele Ruhe habe; danach wurde

Brot gebacken; denn es soll der Seele Frieden bringen, wenn das Haus mit Brotgeruch erfüllt wird. – Warum haben die Seelen dort keinen Frieden? Ist es etwa dort bei Gott nicht so schön wie hier? Ach, dass die Menschen sterben müssen!“ Solche Gedanken beschäftigten den Knaben, und gerne hätte er jemanden um diese Dinge befragt, aber er hatte niemanden.

Schon ein Jahr war Martinko selbständiger Hirt, und wieder zog der Frühling ins Land. Da starb plötzlich der Richter. Er hatte sich zuletzt dem Trunk ergeben, und nun rührte ihn der Schlag. Martinko dachte tagtäglich an ihn. „Wo ist er hingegangen? Sieht er nun Gott? Wie sieht Gott uns?“

Als der junge Hirt eines Tages wieder auf seinem Felsen saß und ein Körbchen flocht, schaute er zum Himmel hinauf und sagte: „Mein Gott, dass ich doch so gar nichts von dir weiß! Aber weil du doch alles machen kannst, so mache auch, dass

ich etwas von dir erfahre, auch von dem Land, wo du die Menschen nach dem Sterben hinnimmst! Sind denn dort alle zusammen, Böse und Gute?“

Martinko glaubte, dass ihn Gott gehört habe; er flocht friedlich an seinem Körbchen weiter. Auf einmal hörte er ein jämmerliches Blöken; mit Bundásch um die Wette sprang er schnell hinzu, und sieh da!, sein liebstes Schäflein, ein weißes mit schwarzem Fleck, war den Abhang hinabgestürzt und ins Gestrüpp geraten.

„Ach, du Ärmstes, wie kriege ich dich nun wieder herauf? Die Steine sind ja feucht.“ – Mit großer Mühe rutschte Martinko hinunter, und mit noch größerer kletterte er mitsamt dem Schäflein wieder empor. Wie freute er sich! Er trug es auf seiner Achsel, streichelte es und machte ihm Vorwürfe, bis er es wieder zur Herde brachte. Das gerettete Schäflein tat einen freudigen Sprung und weidete dann mit den anderen weiter.

Um die Mittagszeit, als der Knabe das Vieh zum Wasser trieb, kamen einige Frauen, um Pilze zu suchen. Denen erzählte er sein Erlebnis.

„Martinko“, sagte die alte Frau Hudetz, „das war gerade so, wie es in der Heiligen Schrift steht von dem Hirten, der hundert Schafe hatte und eines davon verlor, der dann die neunundneunzig in der Wüste ließ und das verlorene suchen ging.“

„Und er fand es?“

„Ja, er fand es. Er nahm es auf die Achsel und brachte es nach Hause und freute sich so darüber, dass er sogar die Nachbarn zusammenrief, dass sie sich mit ihm freuen sollten.“

Dies gefiel Martinko.

„Und wer war denn dieser Hirt, wo wohnte er?“

„Das weiß ich nicht. Der Herr Christus erzählte die Geschichte seinen Jüngern.“

„Und wer war dieser?“

„Aber Martinko“, lachten nun die anderen Frauen, „bist du doch dumm!“

„Verspottet ihn nicht“, verteidigte ihn Frau Hudetz, „der arme Junge hat niemanden, der ihm davon erzählt hätte, und in die Schule ging er auch nicht. – Also Jesus Christus ist der Sohn Gottes. – Doch wir müssen nun weitergehen.“

Die Frauen entfernten sich. Der Knabe dachte nicht daran, dass man ihn ausgelacht hatte, sondern freute sich nur, dass er etwas von Gott erfahren hatte, dass Gott einen Sohn hat, den man Jesus Christus nennt. „Jesus“ gefiel Martinko besser. Dieser Jesus war gewiss auch ein Hirte; vielleicht hatte er gar selbst jene hundert Schafe. Nun, wenn dort auch Weiden sind, so gibt es gewiss auch Wälder, und da muss es dort also auch ganz schön sein.

Auf dem Heimweg blickte Martinko öfters zum Himmel empor.

Vielleicht treibt man dort auch gerade die Herde von der Weide heim, wohl gar der Sohn Gottes, Jesus. Er spricht nur von Schafen und wird daher gewiss nur lauter Schafe weiden.

Ob er mich wohl sieht? Ich stürbe gern, wenn ich wüsste, dass er mich als Hirtenknaben in seinen Dienst nähme. Ich könnte dann wenigstens bald sehen, wie es dort aussieht.

Am anderen Tag erwachte Martinko mit außergewöhnlicher Fröhlichkeit. Er wusch, kämmte und kleidete sich ordentlicher als sonst, und als man ihm zuletzt des Totengräbers weiße Kuh aus dem Stall herbeigetrieben hatte, fragte er plötzlich die Totengräberin: „Tante, ich bitt Euch schön, sieht denn Gott alles, was wir tun?“

Die Frau machte ein finsteres Gesicht; sie hatte sich eben mit ihrem Mann gezankt und war von ihm geschlagen worden.

„Ja, er sieht alles, mein Sohn; und wenn du Böses tust, straft er dich“, brummte sie verdrießlich.

„Ich werde nichts Böses tun, Tante“, versicherte der Knabe.

„S Pánom Bohom!“[5] (Gott dem Herrn befohlen!)

„Chod‘s Bohom!“[6] (Geh mit Gott!)

„Und, Tante“, sagte Martinko, indem er sich nochmals umdrehte, „sieht uns denn auch sein Sohn?“

„Welcher Sohn?“

„Jesus.“

„Der Herr Christus? Ja, freilich! – Aber jetzt mach nur, dass du fortkommst!“

Martinko ging. Aber während des ganzen Heimweges kam es ihm vor, als gingen sie miteinander, Jesus, Gottes Sohn, dort oben und er hier unten. Von dem Tag an wagte er nicht mehr, auf das Vieh zu fluchen, wie er es früher tat; denn wenn Jesus ihn sah, musste er ihn auch hören.